

Niklaus Manuels Totentanz

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 30

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639852>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Aus Niklaus Manuels Totentanz nach der Kopie von A. Käu: Der Tod und der Deutschritter. Der Stifter des Bildes (am Wappen rechts oben erkenntlich) ist Komthur Rudolf v. Fridinger, ein hochangesehener Herr und Kunstförderer; er stiftete auch die berühmten Glasgemälde in der Kirche zu Sumiswald.

besten Freunde geworden sind, es sind Adam Röttmann und der junge Heidenmüller, der Schwager Eduard, der Toni geheiratet hat.

Joseph im Schnee ist im Winter im Dorf beim Schilder-David, um der Schule nahe zu sein; er ist ein starker, wohlbegabter Knabe.

Häspeler behauptet immer: aus dem Knaben, der so Außerordentliches erlebt und so Außerordentliches bewirkt, muß auch ein ungewöhnlicher Mensch werden.

Die Leegart aber erwidert beständig: nur nicht prophezeien! Man ladet sich eine schwere Verantwortung auf. Sie weiß, was aus dem Joseph im Schnee wird, sie sagt es aber nicht.

— Ende. —

Niklaus Manuels Totentanz.

Durch die Aufführungen der Manuelschen Faßnachtsspiele „Die Totenfresser“ und „Von Papsts und Christi Gegensatz“ an unserem Stadttheater am 29. und 30. Juni letztthin ist das Interesse am Wesen und Werke des genialen Berner Malers und Dichters Niklaus Manuel auch in den Kreisen geweckt worden, die außerhalb denen der zünftigen Historiker liegen. Es war ein glücklicher Gedanke, die hervorragendsten reformatorischen Dichtungen Manuels in unsere Gegenwartssprache zu übertragen*) und dadurch den Versuch einer theatermäßigen Aufführung dieser Stücke zu ermöglichen. Dieser Versuch ist Herrn Prof. Vetter und seinen Mitarbeitern aufs beste gelungen, und wir können

*) „Ein Auser im Streit“. Niklaus Manuels erste reformatorische Dichtungen. Erneuert in Hochdeutsch und Berndeutsch zum Reformationsgedenktage 1917, von Prof. Dr. Ferd. Vetter. 117 S. 8°. Preis Fr. 4. — Verlag Dr. G. Brunau, Bern.

nur wünschen, daß ihm ähnliche Veranstaltungen, die uns das Verständnis einer vergangenen Zeit ebenso eindrucksvoll zum Erlebnis werden lassen, folgen werden. Solchermaßen in den Dienst der Aufklärung und Bildung gestellt, müßte das Theater wirklich zu dem werden, zu dem der Idealist Schiller es machen wollte: zu einer „moralischen Anstalt“, zu einem nationalen Bildungsinstitut par excellence.

In der Tat kam uns an jenen Manuel-Aufführungen vor allem die Tatsache zum Bewußtsein, daß das gesprochene Wort ungleich stärker wirkt als das geschriebene. Verstärkend kam hinzu die Illusionswirkung der Kostüme und der Inszenierung.

Was uns an den Werken selbst in erster Linie Eindruck machte, das ist ihre eminente Geistigkeit. Es steckt eine solche Fülle von künstlerischer Kraft, von Beobachtungsgabe, von Welt- und Zeitkenntnis da-



Aus Niklaus Manuels Totentanz: Ritter Kaspar v. Müllinen 1481—1538. (Aus v. Rodts Bern im XVI. Jahrhundert.)

hinter, wie wir sie nur bei gewohnt sind. Ohne Zweifel war Niklaus Manuel ein Mann von außerordentlichen Geistesgaben.

Ein Beweis hiefür ist uns auch in seinen „Totentanz“-Bildern gegeben; Manuel war auch als Maler ein hervorragender Könner. Aber auch dieses Werk verstehen wir nicht ohne Einführung und Kommentar. Eine zusammenfassende Arbeit hat darüber der fleißige Berner Historiker Dr. A. Flurn im „Neuen Berner Taschenbuch“ auf das Jahr 1901“ veröffentlicht.

Znflische Darstellungen vom unterschiedslosen Walten des Todes unter den Menschen waren am Ende des 15. und im 16. Jahrhundert beliebt; so befaß beispielsweise Basel zwei „Totentänze“: einen in Groß-Basel im Predigerkloster und einen in Klein-Basel bei den Klingentaler-Nonnen. Der Berner „Totentanz“ zierte die Innenseite der Kirchhofmauer



Aus Niklaus Manuels Totentanz nach der Kopie von A. Kaw: Links: Der Tod und die Juden und Heiden; rechts: Tod und Maler (Selbstporträt des Künstlers). Stifter: Bernhard Cillmann und Anna Hübschi (Wappen links oben; rechts oben das Wappen von N. Manuel).



Aus Niklaus Manuels Totentanz: Bartholomäus May, geb. 1445, gest. 1531. (Aus v. Rodts Bern im XVI. Jahrhundert.)

bei den Predigern, deren Kloster sich bekanntlich nördlich an die noch heute bestehende Kirche, nuncmehr „Französische Kirche“, angeschlossen. Die Mauer schloß in einer Länge von zirka 100 Metern die Kirche und den Kirchhof gegen Süden ab, stand also längs der heutigen Zeughausgasse. In 47 Bildern war hier das traditionelle Thema ausgeführt; aber auf eine durchaus originelle und künstlerisch reife Weise. Die Figur des tanzenenden und zum Tanze aufspielenden Todes zum Beispiel ist geschickt variiert. Keines der bekannten Musikinstrumente ist vergessen. Ohne Wiederholung in Gebaren und Gesten ist der Tod als Spasmacher dargestellt, der mit seinen Opfern ein freches, höhrendes Spiel treibt. Er spottet Christus am Kreuz aus, klettert dem Papst auf die Sänfte und reißt ihm die Tiara vom Haupte, fesselt den Kardinal am Rinn, reißt den Patriarchen am Hutband mit sich fort, packt den Doktor am Rinn, die Mönche an den Kutten, den frommen Bruder am Bart und den König am Arm, während er die Kaiserin galant an den Fingerspitzen zum Tanze führt usw. Im Gegensatz dazu sind die Hauptfiguren meist in porträtistischer Steifheit ausgeführt. Ausgenommen die geistlichen Personen scheinen sie alle auf das Treiben des Knochenmannes zu ihrer Seite nicht zu reagieren. Diese Beobachtung führte zur Vermutung, daß es sich bei jenen Figuren um Bildnisse ihrer Stifter handle. In der Tat ist durch Chronikhinweise diese Vermutung bestätigt worden.

Man denkt sich nämlich die Entstehung der Bilder auf folgende Weise. Die damaligen Mönche des Predigerklosters waren kunstliebend. Sie ließen die Räume des Klosters wiederholt von Künstlern schmücken. Gewöhnlich fanden sich die Gönner, die die Kosten dafür übernahmen. Beim Totentanz handelt es sich ohne Zweifel um eine Stiftung von kunstliebenden Berner Bürgern, die dem Kloster oder dem Maler irgendwie in Sympathie verbunden waren. Wie auf Glasgemälden und Wir-

kerien finden sich unten oder oben in der Ecke der Bilder die Wappen der Stifter; hier sind es nachweisbar die von 46 Berner Bürgern. Einige dieser Donatoren ließen sich bei dieser Gelegenheit porträtieren, ein damals beliebtes Verfahren, sich bei den Mitbürgern und bei den spätern Geschlechtern in Geltung zu bringen. Wir kennen die Stifter fast alle mit Namen. Flurn weiß über jeden auch einige biographische Details.

(Schluß folgt.)

Post tenebras lux.

(Eine Betrachtung zum 1. August.)

Ich bin allein auf dem wohlbekannten Feldweglein; die letzte Tageshelle erblaßt vor der sternlosen Sommernacht; Wälder und Büsche stehen schweigend da; denn die Vöglein sind schlafen gegangen; nicht einmal eine Grille zirpt. Als Abschluß des Horizontes ragt der Brienzgrat auf eine dunkle starre Masse und durch Baumlüden schimmern die Lichter von Brienz, wo arbeitsmüde Leute feiern oder die letzten Tagesgeschäfte abtun. Stillter Abendfriede ringsum.

Da, horch, ein kaum vernehmbarer dumpfer Knall, noch einer und mehr. Ja, richtig, es ist Krieg; selbst in der Nacht töten sie sich. Ist der Tag nicht lang genug! Wir sind ferne von den blutgetränkten, granatenzerwühlten Schlachtfeldern; aber wie ist es auch bei uns anders worden! Da leuchtete in der Friedenszeit von unserem Rothorn her das große Licht oder gar ein riesiger R am steilen Hang; da puffte und schnaupte bei Tag die kleine tapfere Lokomotive, weithin verkündend: Wir haben Gäste im Oberland, frohe Leute und sind es selber auch. Vom Dorfe her hörte man am Abend Singen schiffleinfahrender Mädchen, die Handharmonika oder neue und alte Weisen des Drehstellers. An Sonntagen knatterte es vom Schützenstand her. Jetzt ist er verödet; zwischen den Ladenaugen wuchert Unkraut. Die Sänger und Musikanten und die Schützen sind ferne; sie halten Wache an des Landes Grenzen, und wer noch da ist, mag nicht mehr singen und spielen und Nummern schießen. Die Not geht durchs Land, die Teurung, der Hunger, Ueberarbeitung vieler, deren Kräftigste im Felde stehen; die Züge werden hart, die Blide freudlos.

Und kein Ende ist abzusehen. Schüchterne verhüllte Friedenswünsche werden gebrandmarkt. Verrat! heißt man's da, Perfidie dort. Mit Grausen denkt man an den kommenden Winter. Niemand rettet die Welt vor den Kriegshexern.

Und doch wird, wenn einmal die Erschöpfung der Völker den Frieden erzwingt, unser Land Gewinne davonzutragen, welche die verlorenen Milliarden aufwägen.

Wir werden mit Ernst daran gehen, unsere Wasserkräfte nutzbar zu machen und uns dadurch von dem Tribut an die fremden Kohlenherren befreien. Wir sind daran, unsere Landwirtschaft auszubilden und zu erweitern, daß sie der Landesversorgung nachkommen kann wie nie zuvor. Tausende von Hektaren bisherigen Sumpflandes werden der Kultur erschlossen und uns eigenes Brot geben. Die Bedeutung des Bauerngewerbes als Landesverteidigung wird wieder anerkannt und die Landflucht eingedämmt. Dagegen erfährt die „Fremdenindustrie“ eine harte, aber heilsame Ernüchterung; sonst hätte sie die Grenzen einer gesunden Entwicklung noch weiter überschritten.

Und die wirkliche, die produzierende Industrie? Man erinnere sich der „Basler Woche“, der schweizerischen Mustermesse und der durch sie und sonst noch hundertfältig gemachten Entdeckung, daß die Schweizerindustrie auch die Schweiz versorgen und auch daorts die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ausland brechen könnte, außer dem Bezug einiger Rohstoffe.

Die Nutzbarmachung der Wasserkräfte, die Ausdehnung der Landwirtschaft und der entsprechende Betrieb, der vorab auf Versorgung des eigenen Landes ausgeht, die Ausgestaltung unserer Industrie, welche ungezählte Artikel zu erzeugen gelernt hat, die man früher von auswärts bezog, das sind größtenteils Früchte des Krieges, und sie werden uns nachhaltiger kräftigen als die besten Friedensjahre es vermocht hätten. Und das ist noch nicht alles.

Wenn wir uns die Lehren dieser Prüfungszeit zunutze machen, wird nahezu jeder Einzelne, und es wird das ganze Volk als Staat geläuterter und tüchtiger aus dieser Drangsalperiode hervorgehen. Waren wir nicht etwas verwöhnt und anpruchsvoll in unserer Lebensführung, Wirtschafter und festfeiernde, ruhmredige Seldwiler? Das Brot konnte selbst vielen Armen nicht weiß und nicht frisch genug sein; das junge Volk entließ der Landarbeit und suchte städtische Löhne und Vergnügungen. Der Bauer war ein geduldeter Nebenlieferant; es fehlte eine richtige Wertschätzung unter den Ständen.

Auch im Militär ist manches besser worden; die Behandlung der Soldaten durch die Offiziere ist eine würdigere, nicht zum Schaden der Disziplin; die Soldatenstuben mit ihren guten Einwirkungen werden sich, wo Bedarf ist, auch in der Friedenszeit erhalten und auch der den Verhältnissen entsprechende Sold und mancherlei Fürsorge für den Wehrmann und seine Familie. Selbstredend hat durch die lange Dienstzeit auch die Ausbildung der Mannschaft und der Führer gewonnen.

Neben dem Deutschschweizer hütet der Welsche und der Tessiner die Grenze. Das Tessin, sonst als ein geschichtliches Anhängsel der Schweiz betrachtet, haben unsere Soldaten entdeckt als ein Land getreuer Mitgedenken, die ihre kleinen Vorräte willig und freundlich mit ihnen teilen. Mit dankbarer Wärme sprechen unsere Zurückkehrenden von der Gastfreundschaft armer Hirten und abgearbeiteter Mütterlein. Wo gibt es bessere staatsbürgerliche Kurse?

Gewiß ist auch, daß unsere Behörden, vom Gemeinderat bis zum Bundesrat, durch den Drang der auf sie einströmenden Ansprüche auch für friedliche Zeiten Einsicht und Reife der Erfahrung schöpfen zur Förderung volkswirtschaftlicher Interessen und nationaler Gesinnung.

So birgt auch diese böse Zeit Keime des Guten, wenn wir sie nur zu pflegen wissen. Jetzt aber haben wir das schlichte Heldentum der Standhaftigkeit zu bewahren. In unserem Verhalten zeigt sich der Wert und Unwert der Nation und ihre Lebenskraft.

F. B.

Die Marionetten an der Werkbund-Ausstellung Zürich.

Ainsi font, font, font,
Les petites Marionettes,
Elles font, font, font,

Trois p'tits tours et puis s'en vont.

Diese anmutige kleine Weise hört man noch heute in Frankreich und in der welschen Schweiz von Müttern und Kindermädchen den Jüngsten vorsingen, und im Chor wird sie beim Spiel von den Kindern wiederholt. Sie ist von gleicher Bedeutung wie alle die lieben kleinen Schlafliedchen, die Ringelreihengesänge, und ihr Erönen erweckt beim Erwachsenen die Erinnerung an ein Stück glückseliger Jugendzeit, da die „fliegenden“ Puppenspieler mit ihrem Theaterchen und ihren Akteurs primitivster Art durchs Land zogen und auf Dorf und Marktplatz, in der Stadt an der ersten besten Straßenecke ihre Komödien zur Freude und Belustigung von Alt und Jung zum Besten gaben. So war's und mag's heute noch vereinzelt in romanischen Ländern der Brauch sein. Als Unikum ist wohl auch in deutschen Landen und selbst bei uns beim Jahrmarkt oder bei der Kirchweih ein solcher Marionettenspieler aufgetaucht,